

Endre Hárs (Szeged)

## Adrasteas Sammelwut. Herders Spätwerk zwischen Lesen und Auflesen

Eine Reihe von Sprachgesten des jungen Herder haben nachhaltige Wirkung gehabt und wurden zum literaturhistorischen Paradigma des Lebensgefühls einer Generation, zu Merkmalen des Sturm und Drang. Allem voran pflegt man jene Rhetorik zu diesen Gesten zu zählen, mit der sich Herder von den »vielen Beyträge[n] des Jahrhunderts«,<sup>1</sup> d. h. von der zeitgenössischen Gelehrsamkeit distanziert. Tatsächlich werden in seiner Schrift *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* (1774) die »Erfahrung«, die »That«, die »Anwendung des Lebens, in dem bestimmtesten Kreise« dem »abgezogne[n] Geist« (5: 544), der selbstgefälligen Sprachgewalt der Aufklärung gegenübergestellt und auch die Institutionen der »Letternkultur« (5: 541) kritisiert.

Herders Charakterisierung seiner Epoche als des »Jahrhundert[s] des Bücherlesens«<sup>2</sup> wird darüber hinaus in der *Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts* (1774) verbunden mit einem apokalyptischen Denken, das eine Schelte der Aufklärung einschließt. Für Ralf Simon schafft die Buchkultur eine »medientheoretisch«<sup>3</sup> signifikante Situation: Das große Archiv, das durch den Buchdruck ermöglicht und bis einschließlich des 18. Jahrhunderts errichtet wurde, erhebt sich über die Zeit und wird zum Medium einer Art papierenen Posthistoires. Bezogen auf die *Adrastea* ist auch Simons Vermerk interessant, dass es in der konzeptuellen Verkettung der *Ideen*, der *Humanitätsbriefe* und des Zeitschriftenprojekts eigentlich die *Humanitätsbriefe* seien, die die Analyse der Bedeutung des Buchdrucks leisten, »während sich die *Adrastea* über diese Bedingungen ihrer Möglichkeit ausschweigt«.<sup>4</sup> Während die *Humanitätsbriefe* dank ihres epochalen Bezugs Anlass und Grund haben, über den Buchdruck zu handeln, werden dessen Folgen in der *Adrastea* real und *in actu* erfahrbar, ohne jedoch Gegenstand der medientheoretischen Reflexion zu sein. M. a. W.: kein Wort mehr über Bücher, die gleichwohl ausschließlich oder jedenfalls epistemisch (als blinder Fleck) das Feld der Erfahrung beherrschen.

<sup>1</sup> Johann Gottfried Herder: *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit*. Beytrag zu vielen Beyträgen des Jahrhunderts. In: Ders.: *Sämtliche Werke*. Hrsg. v. Bernhard Suphan. Bd. 5. Berlin 1891 [ND der Ausg. Hildesheim, New York 1967], S. 475–594. Bde. der Ausg. im Folgenden zit. als *SWS*, bei wiederholten Zitationen im Haupttext.

<sup>2</sup> Ralf Simon: *Apokalyptische Hermeneutik*. Johann Gottfried Herder: *Maran Atha*, *Geschichtsphilosophie*, *Adrastea*. In: *Herder-Jahrbuch / Herder yearbook* 1998, S. 27–52, hier S. 38.

<sup>3</sup> Ebd., S. 39.

<sup>4</sup> Ebd.

Simon macht darüber hinaus darauf aufmerksam, dass sich das Wort ›lesen‹ – anders als andere hermeneutisch bedeutsame Termini – überraschend oft in Herders Texten findet. Er fügt jedoch hinzu, dass sich das Lesen als ›TheorietHEMA‹ wiederum »so nahe an der Praxis des Buchstabens«<sup>5</sup> befinde, dass sich der hermeneutisch interessierte Interpret von ihm abwenden und, allem Schweigen abhold, auf die Überwindung der genannten Buchstabennähe, auf Herders ton- und stimmenbestimmte, tönende ›Hermeneutik der Vergegenwärtigung«<sup>6</sup> setzen müsse.

Das philosophisch-poetologische Interesse am metaphysischen Kommunikationsparadigma ist unstreitig grundlegend für Herders Werk und reguliert vielfach dessen Wunschstruktur. Und am Wünschen mangelt es natürlich auch in der oft als moralistisch wahrgenommenen *Adrastea* nicht. Beispielhaft würdigt Herder z. B. in seiner Besprechung von Fénelons Schriften dessen Fähigkeit, die Geschichte lebendig zu vermitteln, so zu schreiben, als ob alles »[g]edacht und gesprochen [...], nicht geschrieben«<sup>7</sup> wäre, mit der Konsequenz, dass Fénelons *Totengespräche* weit über ihre Gattung hinaus zum Muster avancierten. »Aus jeder gelesenen Geschichte mache jeder sich selbst Gespräche der Todten«, (23: 50) lautet Herders entsprechendes Rezept und dieser Topos wiederholt sich in den Beiträgen der *Adrastea*. Denn die Wahrheit, »die den Menschen gegeben ist«, so der Shaftesbury-Abschnitt, ist »[i]n allen freien und hellen menschlichen Seelen [...] nur Eine« (23: 154). Mag sie sich historisch wandeln: man gehört mit ihr einem Kontinuum an, durch das sich jederzeit und für jeden das Humane verlautbart.

Der vorliegende Beitrag setzt eher bei der von Simon verabschiedeten Buchstabennähe als bei der üblicherweise betonten Stimmen-Präsenz an. Berechtigt scheint dies durch die Ambivalenz, die sich bei Herder als Schwanken zwischen der kulturkritischen und der medientheoretischen Beurteilung der ›Letternkultur‹ immer schon dokumentiert. Denn es lässt sich gut zeigen, wie sich im Kapitel über Fénelon auch die Bezugnahmen darauf häufen, was den genannten ›Geister-Umgang‹ (23: 238) erst ermöglicht: Es sind »Fénelons Schriften« (23: 49, 50) – ein mehrfach wiederholter Ausdruck –, die faszinieren. »[E]s spricht, es schreibt [in ihnen] ein Himmels-Genius unter den Menschen« (23: 48), den man jedoch lesen, mit dem man als einem Schreibenden umgehen kann. Dem Austausch mit dem Autor kommen in Herders Darstellung dessen Schriften, und zwar in ihrer papierenen Seinsweise und Überlieferung, gleichsam dazwischen. Und dies geschieht nicht lediglich im Hinblick auf die potentielle Leserschaft Fénelons, sondern auch unter Bewusstmachung des kommunikativen Bedingungsrahmens. Auch die *Pensées* etablieren sich

<sup>5</sup> Ralf Simon: Das Gedächtnis der Interpretation. Gedächtnistheorie als Fundament für Hermeneutik, Ästhetik und Interpretation bei Johann Gottfried Herder. Hamburg 1998, S. 157.

<sup>6</sup> Ebd., S. 190.

<sup>7</sup> Johann Gottfried Herder. *Adrastea*. In: SWS 23–24, hier S. 49.

in Herders benachbarter Schilderung als »eine eigne Gattung von Schriften« (23: 233), die man sammeln kann (23: 233), die den »Geist«, den »esprit« der Schriftsteller als »Gedankenlese« (23: 235), in Gestalt von »Gedankenvorräthe[n]« (23: 236) verwalten, »durchgeh[en]«, »controllir[en]«, »variiren« oder eben ausspannen und »commentir[en]« (23: 238). Und so fällt letztlich auch in den Abschnitten zu Shaftesbury auf, dass es die Geschichte, ja die Druckgeschichte seiner Schriften ist, die der Darstellung zum roten Faden dient. Denn Herder hält es für wichtig, Shaftesburys Wirkung auf die Zeitgenossen mitten unter wahrheitsbezogenen Sätzen hauchdünn, aber trotzdem merklich an Verfasser-, Herausgeber- und historische Leserschaften zu binden.

Bezüglich dieses Interesses bietet Herders Besprechung der Geschichte der Akademien unter Ludwig XIV. weitere Anhaltspunkte. Die Akademie sei »eine *Stiftung* und *Versammlung (ecclesia) des Geistes der Wissenschaften*« (23: 54), wohlgemerkt, *des Geistes*, denn *die Geister*, »die sich [in ihr] mit einander einverstehn, und [...] wetteifernd [...] miteinander arbeiten«, beteiligen sich an dieser Versammlung – über ihren zeitlich begrenzten Umgang hinaus, der ohnehin schon »Gewinn« ist – erst recht durch ihre bleibenden Leistungen, »ihr[en] Vortrag« und »ihre Sprache« (23: 53–54). Die »Männer von Wissenschaft« (zit. Duclos, 23: 58; auch 158) tragen »zum Apparat der Geschichte in Bibliotheken, Sammlungen oder in historischer Kritik« (23: 217) bei; es ist die Ordnung der Schrift, und eine Ordnung von Schriften, durch die sich Geschichte konstituiert und auf ihre prüfende Rekapitulation hin öffnet. Soweit, dass dies über das paradimaschaffende Akademische hinausreicht: Das Bedürfnis, Schriften zu haben, der Anspruch, sie herzustellen, den Herder in seinen Beiträgen dokumentiert, muss, wie er z. B. im Aufsatz »Denkwürdigkeiten (*Memoires*)« formuliert, zum allgemeinen nationalen, d. h. alle Völkerschichten vereinigenden Imperativ werden. »Schreibt Denkwürdigkeiten, ihr stille, fleißige, zu bescheidne, zu furchtsame Germanen!« (23: 226), fordert Herder, denn »[i]n Memoirs kommt zum Vorschein, was sonst nirgend ans Licht tritt, ja wo manche Philosophie und Politik kaum träumet« (23: 225). »Biographieen« müssen »gesammelt« (23: 226) werden, in patriotischen Archiven und zum Nationalruhm, zugleich mit einer Gültigkeit, die jede Denkwürdigkeit in eine »menschliche Denkwürdigkeit« (23: 228) verwandelt und jeden Leser anhält, selbst zum Werk zu greifen.

Was hier angedeutet wird, ist die implizite Ideologie der *Adrastea* und zugleich eine Art reflektiert-unreflektierte Mediologie. Der ideologische Gehalt macht sich durch ein Schriftenbewusstsein merklich, das sich keineswegs nur über Partien erstreckt, die sich mit Schriftstellern, *Ceuvres* oder Gattungen auseinandersetzen. Es begegnet in den historischen und politikgeschichtlichen Beiträgen, man könnte auch sagen, es sticht in den großen Abschnitten zur Ereignisgeschichte viel mehr ins Auge als in den zu den sogenannten »Früchten« des vergangenen Jahrhunderts. In ihnen kann man eine Akzentverschiebung beobachten, die die Bedeutsamkeit der Intellektuel-

lengeschichte und des Bücherwesens nachweisbar höher ansetzt, als die sonst politik- und zeitgeschichtliche Perspektive vermuten lässt. Es handelt sich um einen unterschwellig mitlaufenden Diskurs über Schriftlichkeit, Materialität und Lesen, der sich stellenweise in den Vordergrund spielt und dessen Grund in Simons bereits zitierter Beobachtung zu suchen ist: Das 18. Jahrhundert sei das Jahrhundert des Schreibens und Lesens und zwar unabhängig davon, ob »die besten der Französischen Feldherrn« (23: 167), »Könige und Königinnen [...] schrieben, dichteten, übersetzten« (23: 156), oder ob eben professionelle »M[ä]nn[er] des Publikums« (23: 173) und ein angehender Literaturbetrieb die Grundlage hierfür gesichert haben. Jedenfalls bleibt dieser Rahmen zu berücksichtigen, auch wenn man andernorts an »den Zeiten des wieder in Gang gekommenen Schreibens« (23: 220) nicht partizipierte, wenn die Wochenblätter »bald über bald unter dem Publicum [waren], an und für welches sie geschrieben seyn sollten« (23: 172). Denn auch in Deutschland ist man auf Bildung und Geschmack, folglich auf Universitäten, Sozietäten und Akademien angewiesen und benötigt hierzu Dokumentationen (»gute Urkunden«, zit. nach Schlözer, 23: 467), Repräsentation (z. B. eine »National-Galerie« der Geschichte, gemalte und erschriebene »Kriegsgemähld« und »Idyllenscenen«, 23: 466) und Männer, die mit »stille[m] Fleiß«, »Absicht« und »Ordnung« (23: 467) schreiben und sammeln. Da das Vorhaben, »die Geister [auf jede Reform E.H.] durch Schriften vor[zu]bereiten« (24: 171), darüber hinaus auch ein gutes Management und entsprechende Institutionen verlangt, dürfe man sich auch nicht scheuen, »Skribbler[n]« und dem »Verderb der lesenden Welt« (24: 168) durch »Tribunal[e]« (24: 169, 170) der Kritik und des Verlagswesens, durch die »unmerkliche Sichtung der Lesebibliotheken« (24: 175) etc. entgegenzuwirken. In der Etablierung einer anspruchsvollen Buchkultur gebe es einiges nachzuholen.

Auch wenn nicht mehr als die soeben eingblendeten Akzente nachweisbar wären, könnte die These vertreten werden, dass Herders Projekt einer Natur- und Kulturgeschichte des Menschen im 18. Jahrhundert die Gestalt einer »Medienkulturgeschichte«<sup>8</sup> annimmt. Sie wird plausibel durch die Arbeit eines Intellektuellen an der Geschichte, die sich als Gelehrten-, und folglich als Büchergeschichte (im weitesten Sinne) erweisen sollte.<sup>9</sup> Als solche reicht sie über den in der *Adrastea* anvisierten historischen Abschnitt hinaus, wird ideologisch (teilweise nationalistisch) und lässt sich im Œuvre Herders gut verorten. Zur reflektiert-unreflektierten Mediologie, von der zugleich die Rede ist, gehört jedoch mehr, und sie bedarf weiterer Erklärung bzw. Nachweise im Zeitschriftenprojekt. Herders Mediologie ist unreflektiert, da es

<sup>8</sup> Vgl. Werner Faulstich: Die bürgerliche Mediengesellschaft (1700–1830). Göttingen 2002, S. 9.

<sup>9</sup> Faulstich expliziert den medienhistorischen Hintergrund (auch) des Herderschen »Jahrhundert[s] der Buchkultur« (ebd., S. 177).

ihm als Verfasser der Beiträge gewiss nicht darauf ankommt, einen Bedingungsrahmen zu schaffen, der die Verlautbarung der Wahrheit – der wesenhaften wie der geistigen – unterläuft. Und doch operiert er vom ersten Stück an mit einem Begriff von Literatur, der als *littérature* ins Breite geht und zugleich Buchstabennähe schafft.<sup>10</sup> Dabei darf nicht unterschätzt werden, was aus der Perspektive des Herderschen Wahrheitsdiskurses bloß als Rhetorik und Schreibstil des Verfassers Herder erscheint. Die Sprache (ver)spricht (sich) auch hier, und fördert leicht die Intentionen des Autors Überformendes zu Tage: Formulierungen und Argumentationsfragmente, die unter der Hand zu Medienreflexionen geraten und als solche der Ansicht Simons über das Ausschweigen der Bedingungen des Bücherwesens zuwiderlaufen. Hier sind die bereits angedeuteten (von Simon beiseitegelegten) Stellen zum Lesen von Relevanz, und diesbezüglich ist die Haltung Herders spezifisch und als solche auch recht konsequent. Die *Adrastea* fasst das Gewesene nicht nur zusammen, sie zieht nicht nur (geschichtsphilosophische) Bilanz und bestimmt die Aufgaben, sondern versucht den Anforderungen der historischen Schreib- und Lesekultur des vergangenen Jahrhunderts auch in eigener (Text-)Gestalt Genüge zu tun. Und dies geschieht, indem sie die Sichtung des Vergangenen, gepaart mit Gesten des Zu-schreiben- und Zu-lesen-Gebens mit in Szene setzt.

Denn es gab Schriftsteller und Schriftstellerinnen zu Zeiten Ludwigs, »die man immer noch [...] gern lieset« (23: 69–70); Novellen, die »noch lange gelesen werden« (23: 294). »*St. Reals* [...], *du Bos* Geschichte [...] u. f. werden immer noch mit Wohlgefallen gelesen« (23: 217). »[L]iebend oder haßend lesen wir« (23: 225), etwa Denkwürdigkeiten, wengleich einiges darunter »eckel zu lesen« (23: 227) ist. Und »manche Delikateße [...] lesen wir kaum anders als mit Verwunderung, wie man so delicat sein konnte!« (23: 285). Folglich gibt es natürlich auch Schriften, von denen »viele nicht mehr gelesen werden« (23: 87); Schriften, die, wie die der »Karthager [...] sammt und sonders untergegangen sind« (23: 188). Alles zusammengenommen gilt jedoch die *Maxime*, dem Vergangenen als dem historisch ebenso Fremden wie Eigenen weiterhin zu begegnen, und dies aus gegebenem Anlass im Rahmen des Bücherwesens zu tun. Denn wer Zinzendorfs »Leben lieset [...], bemerkt die Umstände leicht, die [...] zu diesem Beruf vorbereiteten und zu ihrer Zeit weckten« (24: 34); Locke, Leibniz, Shaftesbury werden zu »leitenden Genien der Wissenschaft«, wenn »[e]in unverdorbnr junger Mann« sie »mit Nachdenken lieset« (23: 132). »Lese man *Adam Bernds* eigne Lebensbeschreibung, *Hallers* Tagebuch, und so viele *Tag- und Stundenbücher* geprüfter Kinder Gottes« (23: 92); »[[l]ese man *Swifts*, *Popes* Briefe« oder »durchlaufe man die berühmten Wochen- und Staatsblätter damaliger Zeit« (23: 158) etc. Wichtig ist nur, man wisse auch, wann selbst »vortreffliche Gedan-

<sup>10</sup> Vgl. Johann Gottfried Herder: Werke in 10 Bden. Bd. 10. Hrsg. v. Günter Arnold. Frankfurt a. M. 2000, S. 1095 f. (Kommentar).

ken [...] einen vorsichtig prüfenden Leser oder einen einschränkenden Commentar nöthig« (23: 234) haben, mit anderen Worten, »nur wiße man sie zu lesen« (23: 283-284), hat man sie einmal in die Hand bekommen.

Diese Anmerkungen verdeutlichen, dass der Geister-Umgang vielfach unterbunden ist, dass dem Verfasser der *Adrastea* das Problem der historischen Distanz und der gewandelten Wertevorstellungen durchaus bewusst ist. Ausgeklinkt wird das hermeneutische Paradigma auch dort, wo durch Benennung des Leseakts dessen mediale Bedingungen sichtbar bzw. konkret werden. Lesen heißt, so Herder, mit Schriften umzugehen, und hierzu muss auch die Geschichte ihrer Entstehung, Herstellung und Distribution berücksichtigt werden.<sup>11</sup> Man ist folglich angehalten, das ganze Spektrum der bürgerlichen (und nicht nur bürgerlichen) Medienkultur des letzten Säkulums und zwar als Totalität der Medienwirklichkeit zum Vorschein zu bringen. Neben den bereits genannten Medienformationen bekommt man es in den Beiträgen der *Adrastea* also auch mit »Almanach[en]« (24: 154) und »Magazin[en]«, »Wochenschriften« (23: 171), »Journalen« (23: 256), »Jahrb[ü]cher[n]« (23: 526), »Collectaneen« (23: 240) und »Ana[s]« (23: 240) zu tun. Man wird vielfach ans Werden des Buches erinnert und darf die Entstehung, beginnend mit »Worte[n]« (23: 107) und »ungedruckte[n] Nachrichten« (23: 38), »Vorschlägen und Entwürfen« (23: 469), fortgeführt über »Handschriften« (24: 353), »Manuscripte« (Text v. Knebel, 24: 258), »Verbeßerungen« (24: 184), »Einschießel, Zusätze, [und] Lücken« (24: 227) betrachten, wie auch den weiteren Hergang in »Ausgaben« (24: 223) und »Foliobänden« (23: 575), »Lesarten« (24: 181) und »Localcommentar[en]« (24: 305), »Noten und Anmerkungen« (Text v. Knebel, 24: 258), »Auszüge[n] oder Übersetzungen« (23: 56) weiterverfolgen. Zu lesen gibt es dann in Herders Abhandlungen nicht nur »Lesebücher« (24: 398) und »Fabelb[ü]ch[er]« (23: 269), nicht nur »Denkbücher« (23: 240-41), »Stammbücher« (23: 240) und »Gebetb[ü]ch[er]« (23: 198), sondern auch »Wörterbücher« (24: 353) und »Enzyklopädie[n]« (23: 552), sogar ein »Constitutionsbuch« (24: 126). Mitunter zählt man dabei »20 kleine und große Schriften« (23: 574), »hundert und vier Bücher« (23: 101), »zwei und funfzig« (23: 99) Romane, oder eben »hundert Bücher der Art« (23: 442). Zum Inventar alles Geschriebenen (oder eben: zum Archiv) gehören nicht zuallerletzt auch »Verzeichni[sse]« (24: 300), »Repertori[en]« (24: 355), »Summarien« (23: 70), »Genealogien und Chronologien« (23: 50), selbst »Zeugniße« (24: 34) und »Testament[e]« (23: 140), »Freiheitsbriefe« (23: 159) und »Lettres de Cachet« (23: 101).

Aus Umfangsgründen bleibt nur noch die Erwägung zweier Einwände. Herders

<sup>11</sup> Vgl. Michael Cahn: Hamster: Wissenschafts- und mediengeschichtliche Grundlagen der sammelnden Lektüre. In: Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Studien zu ihrer Bewertung in Deutschland, England, Frankreich, hrsg. v. Paul Goetsch. Tübingen 1994, S. 63-78, hier S. 64.

hier als medienkulturgeschichtlich *und* mediologisch gekennzeichnete Sammeltätigkeit steht natürlich in unmittelbarer Verbindung mit der Arbeitsmethode des Verfassers sowie mit dem Medium, als welches sich die *Adrastea* selbst realisiert. Herders Schaffen war immer schon durch ergiebigen und in seiner Art dialogischen Quellengebrauch gekennzeichnet. In Beiträgen, Artikeln und Aufsätzen, gar in Auszügen und Beilagen, die sich in der *Adrastea* reichlich finden, ist selbstverständlich, was hier als etwas Besonderes und konzeptuell Bedeutsames hervorgehoben wurde. Dass Schriftsteller Schriften hinterlassen, ist gewiss kein Anlass zur medientheoretischen Reflexion. Man arbeitet ja mit Quellen und einige der genannten Beispiele sind aus dem Fußnotenapparat Herders genommen. Dennoch verwiesen obige Erläuterungen darauf, dass die *Adrastea* die redaktionelle Situation des Sammelns und Lesens von Schriften konzeptuell in Szene setzt. Und da muss man, auch wenn es nicht immer einfach oder klar ist, zwischen den Spuren des regulären Quellengebrauchs und den textuellen Signalen der besagten Quellenreflexion differenzieren.<sup>12</sup> Einzuräumen ist nur, dass die Sprachgesten des Medialen durchgängig Merkmale des schwächeren und verdrängten Prinzips bleiben – stellt doch Herders »postalisches Kommunikationskonzept«<sup>13</sup> lediglich das andere seines hermeneutischen dar.

Dies führt zum zweiten, speziellen Einwand, ob das, was hier als mediologisches Surplus einer Herderschen Medienkulturgeschichte beschrieben wurde, nicht allzu beiläufig ist und eher als untypisch betrachtet werden muss. Es fragt sich, ob die Anhäufung von Textsignalen, das stellenweise unkontrollierte und exzessive Zitieren für den Beleg eines Konzeptes ausreicht. Möglicherweise hat man es tatsächlich mit einem Phänomen zu tun, das sich nicht immer deuten, das sich nur zusammentragen, auf- und herzählen lässt. Das Konzept entblößt sich als Frequenz von Formulierungen, als leises, doch vernehmbares Rauschen des Papiers – als ein Hintergrundgeräusch, das sich mit der Zeit erst für Forscher tertiärer und quartärer Medien derart verstärkt hat, dass es auch konzeptuell vernehmbar wurde. Man muss in der Textur der *Adrastea* selbst sammeln, um der Sammeltätigkeit Herders auf die Spur zu kommen. Dennoch gehört auch diese »Spannung von antiquarisch-archivischem *versus* rhetorisch-imaginativem Diskurs«<sup>14</sup> zu jener Geschichtsphilosophie, die als Ordnung der beiden Adrasteen Gestalt gewinnt. Deren »gedächtnismediale Metatextualität«<sup>15</sup>

<sup>12</sup> Herder operiert mit direkt zitierten/paraphrasierten und besprochenen Quellen, und tut dies im laufenden Text, in Auszügen oder Beilagen. Die Differenz von markierten und unmarkierten Quellen kann angesichts des eingestandenen Quellenreichtums eher zweitrangig genannt werden. Sie erübrigt sich auch durch die Rede von Quellen überhaupt, die durch den mitlaufenden Kommentar und Sprechmodus des Verfassers ein Bewusstsein des Schriftengebrauchs konstituiert.

<sup>13</sup> Sybille Krämer: *Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität*. Frankfurt a. M. 2008, S. 12.

<sup>14</sup> Wolfgang Ernst: *Das Rumoren der Archive. Ordnung aus Unordnung*. Berlin 2002, S. 55.

<sup>15</sup> Ebd., S. 92.

opponiert gegen Herders frühe Schelte gegen das »Mechanische Spiel« (5: 536) der Gelehrsamkeit seines Jahrhunderts. Was diese gegenläufige Bewegung zurück zu den Beiträgen des Jahrhunderts jedoch kennzeichnet, ist nicht der Umschlag des negativen Urteils ins Positive, sondern vielmehr eine »unemphatische«<sup>16</sup> Kenntnisnahme und Nutzung dessen, was sich als Positivität der Schrift äußert oder vielmehr veräußerlicht – eine hintergründige Botschaft, die im Gegenzug zu allen anderen Botschaften vielfach im unerzielten Effekt ihr Medium findet. Das 18. Jahrhundert ist sehr wohl das Jahrhundert der Bücher und die Ordnung der *Adrastea* eine Tautologie, die diese Erfahrung lediglich verdoppelt – sie den Lesern der Zeitschrift gewissermaßen schriftlich gibt.

<sup>16</sup> Ernst: Das Rumoren der Archive, S. 121.